

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 2

Artikel: Das sogenannte Pantoffelregiment
Autor: Oswald, Jos.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663044>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Herbstlicher Weiher.

Der einsame Waldweiher flimmert in der Sonne des Oktobernachmittages.

Still-leuchtend.

Heiterkeit sprühend.

Froh des Glanzes strahlt inmitten der Wasserpflanzen die rötliche Sonnenscheibe.

Rotbunte Laubbäume prangen. Dunkelgrün schwimmen Wasserrosen auf der braunen Flut.

Still gleiten darüber silberne Libellen. Wie Schlittschuhläufer auf dem Eis.

Lang ausatmender, verklingender Friede . . .

Voll starken Genügens, voll wortloser Freude über den nachzitternden

Triumph des Sonnenrausches des Sommers.

Leichter Mücken holde Tänze in der schwebenden Lust.

Der Feldmann guckt mit plierenden Augen ins blichende Licht.

Am Weiher, tief im Buchenschlag.

— — Ich freu mich auf die Zeit, die kommen wird.

Da werden Leidenschaften verbraust sein. Die Seele wird träumen im Abendlicht.

Wie dieser Weiher, der unter herbstlichem Lichte glücklich flimmert . . .

Karl Erny.

Das sogenannte Pantoffelregiment.

Von Jos. Oswald.

Ist es nicht rätselhaft, daß etwas Gutes und Zweckmäßiges durch vereinzelten Mißbrauch derart in Verruf kommt, daß man es nur heimlich, gleichsam wie ein Unrecht, üben darf, will man nicht den Spott der Menschen erregen? Das gilt zumal von dem bestimmenden Einfluß, den wir Frauen in manchen Stücken auf unsre Männer haben, und der wahrlich doch unsrer gutes Recht ist! Denn wenn auch geschrieben steht, daß der Mann unsrer Herr sein soll, so steht doch nirgendwo geschrieben, daß die Frau seine Sklavin sein soll. In den wichtigsten und wesentlichsten Dingen sind wir ja von den Männern abhängig. Wir tragen ihren Namen und lieben es sogar, uns mit ihrem Titel anreden zu lassen, wodurch wir zu erkennen geben, wie sehr wir im Manne die Sonne verehren, um die wir unsren planetarischen Lebensreigen aufführen, und von der wir unsrer Licht empfangen. Nun wohl! Das ist ganz in der Ordnung. Aber anderseits gehört es sich auch, daß in denjenigen Dingen, wo wir Frauen tatsächlich die Licht- und Wärmespenderinnen sind, das Verhältnis sich umfehre und der Mann sich gefälligst planetarisch um uns, als seine Sonne, drehe. Auf diesem ewigen Rollentausch beruht die wahre Harmonie, aus dieser doppelten Eigenschaft der geschlechts-geschiedenen Gestirne entwickelt sich die wundervolle Sphärenmusik einer guten Ehe.

Wo spenden wir unsrer Licht und unsre Wärme? — Da, wo wir uns als geborene Königinnen fühlen, wo wir vor allem zu Hause

find — zu Hause nämlich. „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben,“ wie Schiller so richtig singt. Das feindliche Leben aber schädigt den Mann, so lange er ganz und gar in ihm aufgeht, so lange er den ruhigen Lagerplatz der ehemaligen Häuslichkeit entbehren muß. Mit welchen schlechten Gewohnheiten, mit welchen unmöglichen Ansichten und unpraktischen Ideen treten selbst solche Männer in die Ehe, die von Hause die beste und sorgfältigste Erziehung genossen haben! Da ist es denn der Frauen Pflicht, die Herren einer zweiten endgültigen Erziehung zu unterwerfen, die sie mit dem edlen, soliden, geordneten und gesitteten Geiste des Hauses Tag für Tag neu erfüllt, bis er ihnen schließlich zur zweiten Natur geworden ist. Daß dies Erziehungswork auf eine ebenso freundliche als heitere Weise geübt werde, versteht sich doch bei einer Frau, deren Herz voll Liebe zu ihrem Manne ist, von selbst, und daß sie dabei mit aller schönen Heimlichkeit verfahre, ohne seiner männlichen Würde zu nahe zu treten, wird sie überdies die Klugheit lehren. Ein solcher Einfluß der Frau auf den Mann, in dieser feinen Form betätigt, ist, wie er das Recht der Frau ist, für den Mann nicht bloß eine Wohstat, er befindet sich auch — eingestandener- oder uneingestandenermaßen — sehr wohl dabei.

Freilich hat es zu allen Zeiten Frauen gegeben, die voller Herrschaftsucht waren, und deren ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet stand, den Mann klein bis zur Lächerlichkeit zu

kriegen. Auf der anderen Seite gab es immer Männer oder vielmehr Waschlappen, die sich von der Frau nach Noten kusonieren ließen, ohne zu mucken. Da gewöhnlich solche einander werten Hälften unglücklich — denn glücklich kann man hier nicht sagen — sich zu vereinigen pflegen, könnte die übrige Menschheit sich trösten und jene den Witzblättern zur allgemeinen Erheiterung und Abschreckung überlassen. Aber nun hat man gerade auf solche unschönen Eheverhältnisse das schöne Wort „Pantoffelregiment“ angewandt und gebraucht es nebenbei auch, wo der eben angedeutete, durchaus in den Grenzen des Berechtigten sich haltende Einfluß der Gattin den Lachsaugen der bösen Welt sich irgendwie bemerkbar macht. So entsteht ein Wirrwarr der Begriffe, worin sich namentlich die unerfahrene Jugend schlechterdings nicht zu rechtzufinden vermag.

Nimmt man jungen, unverheirateten Männern gegenüber das Wort „Pantoffel“ in den Mund, so wirkt das auf sie wie das rote Tuch auf den Stier. Die guten Töpel! Nachher, wenn der schalkhafte Gott der Liebe sie in das Band der Ehe gelockt hat, sehen sie erfreut, daß ein Pantoffel nicht notwendig ein plumper Holzschuß zu sein braucht, daß es vielmehr allerliebst kleine feine Atlas-, Sammet- und Saffianpanntöpfchen gibt, unter denen zu stehen, ein aussnehmendes Vergnügen ist, das sie nie mehr entbehren mögen. Die jungen Damen wollen sich bei dem Worte vor Lachen ausschütten, um auf einmal sehrweise zu behaupten: ein Mann, zu dem sie nicht emporzublicken im stande wären, sei nicht nach ihrem Geschmack. Einen solchen nähmen sie nicht! — Die dummen Gänse! Selbstverständlich soll die Frau sich getrieben fühlen, an ihrem Manne hinaufzusehen, wie könnte sie sonst Liebe zu ihm hegen? Allein das ist nicht so aufzufassen, als ob der Mann gleichsam die Pyramide des Cheops sei, an deren Füße die Frau ihr Leben lang aufgepflanzt ist, um immerzu nach der hohen Spitze emporzuschauen. Dabei käme nichts heraus, höchstens daß sie sich den Hals verrenkte.

Unsere Sprache besitzt zur Brandmarfung einer Frau, die das eheliche Verhältnis auf den

Kopf stellt und ihren Gatten tyrannisiert, weil der Dummkopf sich tyrannisieren läßt, eine sehr anschauliche Bezeichnung. Man sagt, sie habe die Hosen an. Grinnert man sich des glücklicherweise aus der Mode gekommenen Pumpfhoenkostüms, womit seiner Zeit manche Radlerinnen zum allgemeinen Entsetzen über Land fuhren, so erkennt man, wie treffend der Ausdruck das Unschöne, um nicht zu sagen Widerwärtige einer derartigen weiblichen Gewaltherrschaft bezeichnet. Dagegen muß man bedauern, daß der Auspruch „unter dem Pantoffel stehen“ ebenfalls einen so anrüchig-lächerlichen Beigeschmack erhalten hat, daß seine ursprüngliche Bedeutung ganz vergessen worden ist. Und sie war doch so hübsch, so recht das Richtige verfimbildlichend!

Ich weiß nicht, ob es eine geschichtliche Wahrheit oder nur eine Sage ist, was ein alter Chronist von dem Ritter Poliphem erzählt, der um seiner unbändigen Starrköpfigkeit willen den Beinamen „mit der eisernen Stirn“ trug. Zur Zeit, als er sich des lieblichsten Eheglückes erfreute, wurde an dem Orte, wo er wohnte, ein Turnier veranstaltet, bei dem die Streitenden nach Wahl in des Kaisers oder in des Papstes Farben erscheinen sollten, denn die Festlichkeit galt einem Friedensschluß zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt. Poliphem jedoch, ein Dickkopf, wie er war, wollte keine Wahl treffen, so sehr ihn auch seine Frau bat und beschwore. Sie mochte mit dem Bande des Papstes und nun mit der Schleife des Kaisers kommen, es fruchtete nichts. Da ward sie traurig und, Tränen im Auge, lief sie in ihre Kammer empor, um da in der Stille ihren Kummer auszuweinen. Inzwischen riefen die Trompeten zum Turnier. Poliphem, der ein ebenso leidenschaftlicher Lanzenbrecher als im Grunde ein liebender Gatte war, geriet in einen seltsamen Widerstreit der Gefühle. Da sah er einen Pantoffel auf der Treppe liegen, den seine Beatrice in der Eile verloren hatte. Rasch entschlossen steckte er ihn auf den Helm und ritt damit in die Schranken. Auf die Frage, welches Zeichen er gewählt habe, deutete er auf das goldgestickte Schüchsen seiner Frau, und unter diesem Zeichen trug er auch den Sieg davon.

Buntes

Vermählen, Gemahl. In deutscher Vorzeit war es Sitte und Gebrauch, daß alle Angelegenheiten der Markgenossen (d. h. der zu einem und demselben Gebiet gehörigen Bewohner) öffent-

Allerlei.

lich verhandelt wurden. Der Platz, auf dem dies geschah, und den als äußerestes Symbol eine Linde zierte, hieß der Wahlplatz, und die dort abgehaltene Versammlung nannte man ahd. mahal,